

Domprediger Thomas C. Müller

Sonntag Okuli, 4. März 2018, 10 Uhr

Predigt über 1. Petrus 1,13-21

Gnade sei mit euch und Frieden von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext steht im 1. Petrusbrief, im 1. Kapitel, die Verse 13 bis 21.

„Darum umgürtet eure Lenden und stärkt euren Verstand, seid nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch dargeboten wird in der Offenbarung Jesu Christi. Als gehorsame Kinder gebt euch nicht den Begierden hin, in denen ihr früher in eurer Unwissenheit lebtet; sondern wie der, der euch berufen hat, heilig ist, sollt auch ihr heilig sein in eurem ganzen Wandel. Denn es steht geschrieben (3. Mose 19,2): »Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.« Und da ihr den als Vater anruft, der ohne Ansehen der Person einen jeden richtet nach seinem Werk, so führt euer Leben in Gottesfurcht, solange ihr hier in der Fremde weilt; denn ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid von eurem nichtigen Wandel nach der Väter Weise, sondern mit dem teuren Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes. Er ist zwar zuvor ausersehen, ehe der Welt Grund gelegt war, aber offenbart am Ende der Zeiten um euretwillen, 21 die ihr durch ihn glaubt an Gott, der ihn von den Toten auferweckt und ihm die Herrlichkeit gegeben hat, sodass ihr Glauben und Hoffnung zu Gott habt.“

Liebe Gemeinde,

in manchen evangelischen Gemeinden reformierter Tradition ist es heute noch üblich, dass die Konfirmanden die erste Frage und Antwort des Heidelberger Katechismus auswendig lernen, um sie im Konfirmationsgottesdienst vor der feierlich versammelten Gemeinde im Chor aufzusagen – natürlich ohne abzulesen. Etwas nervös, ob das denn jetzt – nach all den Proben – auch klappt, stellt sich der Pfarrer vor die Konfirmanden und fragt gewichtig: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“ Und wenn alles gut geht, erklingt aus den Mündern der Jugendlichen die jahrhundertealte Antwort, in der Worte vorkommen, die fremder und altertümlicher wohl nicht sein könnten, Worte wie: getreuer Heiland, teures Blut, für alle meine Sünden bezahlt, aus aller Gewalt des Teufels befreit, alles zu meiner Seligkeit, willig und bereit, ihm forthin zu leben. Ein skeptisch-distanzierter Beobachter würde sich wohl seinen Teil dabei denken und sein Urteil fällen: auswendiggelernte Formeln, ohne jeden Bezug zum wirklichen Leben, heruntergeleiert zum frommen Schein der feierlichen Stunde, ein sinnentleertes Ritual. Der Pfarrer aber wird eine andere Geschichte erzählen. Natürlich erinnert auch er sich, wie bizarr es wirkte, als diese Jugendlichen mit Turnschuhen an den Füßen, Handy in der Hosentasche und Kaugummi im Mund zum ersten Mal versuchten, „getreuer Heiland“ und das „teure Blut“ auszusprechen. Aber irgendwann geschah etwas. Sie fingen an, über ihre eigene Trostbedürftigkeit nachzudenken. Sie spürten das Herzensanliegen der Menschen, die den Text vor langer Zeit aufschrieben, um den Trost weiterzugeben, der darin liegt, zu Gott zu gehören. Sie hörten aus diesen Worten die ungeheure Wertschätzung heraus, die in dem Glauben liegen könnte, dass Gott das Wertvollste schenkte, was er besaß und sie mit seinem liebenden Blick ein Leben lang begleitet. Diese Katechismusfrage war eine harte Schule, aber jetzt, im Gottesdienst, klingt ihr im Chor geschmetterte Antwort keineswegs heruntergeleiert, sondern sogar etwas stolz. Sie wissen: Sie zu sprechen, sie sich zu eigen zu machen, macht sie zu etwas Besonderem. Sie werden die Worte wieder vergessen. Aber dieses Gefühl kann bleiben.

Auch die Worte des 1. Petrusbriefes, die wir gehört haben, klingen nach ganz alter Schule. Und tatsächlich ist der Brief eher eine Art Katechismus für Taufanwärter und frisch Getaufte. Beim ersten Hören wirken die Worte furchtbar vergangen. Die Angeschriebenen werden als „gehorsame Kinder“ angesprochen, die heilig sein und sich nicht ihren Begierden hingeben sollen. Da ist vom „vergossenen Blut Christi“ und dem „unbefleckten Lamm“ die Rede. Aber wenn wir versuchen den Herzschlag hinter diesen Worten

hören, dann merken wir nach und nach, dass es nicht um die Vermittlung von spröden Glaubenslehrinhalten und Dogmen ging, sondern dass lebendige Hoffnung das Unterrichtsthema ist. „... so dass ihr Glauben und Hoffnung zu Gott habt.“ So lautet die Schlussendung dieses Briefabschnittes. Die Ausgangsfrage lautete damals: Wie gelingt es uns, die Hoffnung nicht zu verlieren; in einer Welt, die uns in die Enge drängt; in einer Umgebung, die einem eher Skepsis und Vorsicht aufnötigt, die uns oft genug den Raum abschneidet und die Worte im Mund herumdreht; die uns signalisiert, dass wir möglichst geräuschlos in das Getriebe der Welt einpassen sollen, um nicht allein dazustehen. Die frühen Christen, die der Petrusbrief vor Augen hatte, waren einem sehr großen Außendruck ausgesetzt. Sie wurden ausgegrenzt und in vielen sozialen Zusammenhängen benachteiligt und entwertet. Es bestand immer die Gefahr, dem Druck nachzugeben und zu resignieren und sich nur noch von Skepsis und Misstrauen bestimmen zu lassen.

Wir sind heute in einer völlig anderen Situation, aber eine Schule der Hoffnung haben wir allzeit nötig. Die Versuchung der Resignation schwebt dauernd über unserem Leben. Fragen wir uns doch selbst, von was wir unser Handeln und Denken bestimmen lassen. Wie begegnen wir etwa anderen Menschen? In vertrauensvolle Offenheit oder vielleicht doch eher mit skeptischer Distanz? Was ist denn die Grundenergie, mit der wir morgens aufstehen, durch den Tag gehen und uns abends ins Bett fallen, allen Lippenbekenntnissen und lächelnde Fassaden zum Trotz? Jedes Leben ist ein Balanceakt. Es gibt kein Leben, das nicht einmal auf der Kippe steht. Schlechte Erfahrungen, ständige Kämpfe und Belastungen können auch das sonnigste Gemüt zermürben. Enttäuschung und Verrat verbrauchen den Optimismus. Und nicht wenige Menschen sehen ihr Leben unter einem dunklen Stern, der ins Abseits führt. Ich frage eine junge Frau, ob sie in der Lage ist, Vertrauen ins Leben aufzubauen, vielleicht sogar Gott zu vertrauen. Sie antwortet sofort: „Natürlich nicht. Welchen Grund sollte es dafür geben? Schauen sie sich die Welt an. Am Ende ist jeder allein.“

Liebe Gemeinde,

in der vergangenen Woche ist der Glaubenskurs hier am Dom zu Ende gegangen. Unter anderem haben wir uns mit dem Glaubensbekenntnis beschäftigt. Auch so eine Art Glaubenskatechismus, der vielen fremd ist, selbst dann, wenn man ihn von Kind auf kennt. Und es wurde die Frage gestellt, warum in diesem Glaubensbekenntnis nicht ganz einfach die großen wichtigen Wahrheiten des Lebens in den Mittelpunkt gestellt werden. Warum wird da so sehr Bezug genommen auf eine ferne Geschichte, die ihm Halbdunkel der Vergangenheit liegt und die wir letztlich nicht wirklich greifen können. Könnte man nicht einfach zum Himmel blicken und bekennen: Ich glaube an Gott, der die Liebe ist. Oder: Ich glaube an die Versöhnung. Ich glaube an die Vergebung. Ich glaube an den Frieden? Freilich: Liebe, Versöhnung und Frieden drängen sich als Glaubensinhalte nicht gerade auf, wenn wir in die Welt blicken. Das Glaubensbekenntnis, das sich uns von dorthin aufdrängt, würde doch eher lauten: Ich glaube an das Recht des Stärkeren. Ich glaube an den Erfolg des Geschickteren. Ich glaube, dass sich jeder selbst der Nächste ist; dass Krieg ein erfolgreiches Mittel der Politik ist. An Liebe, Versöhnung und Frieden zu glauben hieße ja, sie nicht nur als Ideale und Wunschträume zu beschwören, sondern ihnen zuzutrauen, dass sie die Kraft haben, sich letztendlich durchzusetzen. Warum aber sollte man daran glauben? Warum sollte man darauf hoffen?

In der Schule der Hoffnung, in die uns der Petrusbrief setzen möchte, gibt es keinen flachen Zweckoptimismus, keine Überredungsstrategie, alles nicht so schwer zu nehmen. Der Lehrer der Hoffnung lenkt unseren Blick vielmehr auf den, der die Härte des Lebens, die Grausamkeit der Menschen und den Sieg der Stärken am eigenen Leib erfahren hat und dennoch das Tor zur Zukunft aufstieß.

„Er ist zwar zuvor ausersehen, ehe der Welt Grund gelegt war, aber offenbart am Ende der Zeiten um euretwillen, 21 die ihr durch ihn glaubt an Gott, der ihn von den Toten auferweckt und ihm die Herrlichkeit gegeben hat, sodass ihr Glauben und Hoffnung zu Gott habt.“

Die Schule der Hoffnung traut dem Blick auf diesen Christus zu, uns auf den Gott der Liebe, der Versöhnung, des Friedens hoffen zu lassen. Denn er sieht in ihm nicht nur eine ferne, zufällig und

vergangene historische Figur, irgendwo am Rand des römischen Reiches, die in einer von Aggression und Schuld gezeichneten, letztlich verworrenen und unverständlichen Geschichte zum Tode verurteilt wurde. Der Petrusbrief und die ganze frühe Christenheit legte ihr Ohr an diese Geschichte und spürten den Ernst der Hingabe und das Gewicht des Opfers aus dieser Geschichte heraus. Sie merkten: Das geht tief hinunter, bis zum Grund der Dinge. Unter der Oberfläche eines dunklen Geschehens hörten sie das schlagende Herz Gottes heraus. Sie begriffen: Jesus Christus, das ist nicht nur eine einmalige Geschichte. Hier gibt Gott den Einblick in sein geöffnetes Herz, das schon seit Anbeginn der Welt für den Menschen schlägt und den Schmerz nicht scheut. Wir können die Geschichte von Tod und Auferstehung Jesu Christi nicht bis ins letzte begreifen, können nicht erklären, warum und wieso und weshalb. Aber wenn wir ganz dicht heranrücken, dann begreifen wir, was Tod und Auferstehung Jesu bedeutet: Das liebende Herz Gottes blieb nicht stehen, es fing wieder an zu schlagen. Es schlägt immer noch, auch jetzt, in jedem Menschenleben. Es hat Kraft, die alten Fesseln und Bindungen zu sprengen. Und auch, wenn du das Gefühl hast, dass es stockt, weil du Dinge erlebst, die dir den Atem nehmen; weil du dem Tod oder dem Sinnlosen begegnet bist. Diese Quelle des Lebens versiegt nicht, auch wenn die Bedingungen, unter denen wir leben, ganz und gar nicht auf Versöhnung und Frieden weisen, sondern auf Streit, auf Missgunst, ja auf Hass, auf Gewalt. Dieses Herz Gottes wird immer wieder anfangen für dich zu schlagen und es versorgt den Blutkreislauf der Hoffnung und des Glaubens mit seiner Hingabe.

„Denn ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid von eurem nichtigen Wandel nach der Väter Weise, sondern mit dem teuren Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“

Liebe Gemeinde, die Glaubensbekenntnisse unserer Zeit kennt andere Bilder und Symbole der Hoffnung als ein Lamm. Wladimir Putin präsentiert voll Stolz seine neuen Raketen, die jeden Punkt dieser Erde erreichen und die kein Abwehrsystem abfangen kann. Sie sind die Symbole des Glaubens und der Hoffnung auf die Stärke aus der eigenen Kraft. Dieses Glaubensbekenntnis ist weit verbreitet. Nicht nur im Großen, auch im kleinsten. Wir wissen es aus so vielen Lebenszusammenhängen: Wer seine Stärke verliert, hat nichts mehr zu hoffen. In der Schule der Hoffnung, in die Petrus uns hineinnimmt, wird unser Blick gerade auf das Symbol des Lammes gelenkt, weil das Lamm für eine Stärke der ganz anderen Art steht. Für die Stärke, sich selbst treu zu bleiben, unabhängig vom Erfolg. Für die Stärke, sich zu geben, damit anderen die Tür zum Leben offenbleibt. Für die Stärke, die jedem einzelnen Menschenkind einen unendlichen Wert beimisst. Egal wie andere dich bewerten. Egal, wie nützlich du für andere bist. Egal, welchen Marktwert Du hast. Dieser unendliche Wert macht dich frei. Frei und stark. Du bist davon erlöst, die traurigen und letztlich hoffnungslosen Spiele „nach der Väter Weise“ weiter mitzuspielen, in denen es letztlich immer nur darum geht, aus sich selbst und für sich selbst zu leben. Du darfst ein anderes Leben wagen. »Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.« Das hat nichts mit Moral zu tun, aber alles mit der besonderen Lebensaufgabe, zu Gott zu gehören.

„Darum umgürtet eure Lenden und stärkt euren Verstand, seid nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch dargeboten wird in der Offenbarung Jesu Christi.“

Liebe Gemeinde,

die Unsicherheiten nehmen wieder zu. Die emotionalen Pegel schlagen stärker aus. Ängste und Befürchtungen trüben den Blick und den klaren Verstand. Auf der großen Bühne des Weltgeschehens, wie auch auf den kleinen Bühnen unserer Alltagskonflikte. Mehr Wut, weniger Besonnenheit, mehr Bereitschaft zur Gewalt, weniger Versöhnungswillen. Umso wichtiger ist es, dass es Menschen gibt, die den Mut haben, aus der Gnade, also aus dem Ansehen Gottes zu leben, und darin immer erkennbarer zu werden. Die sich immer wieder aus der Zerstreutheit des Lebens zu sammeln und den nüchternen Blick üben, der heute nötiger ist denn je. Er muss nichts verdrängen und nichts dramatisieren. Er sucht unablässig nach Lösungen und Wegen. Denn er weiß: Gott bleibt im Spiel bleibt und hält die Zukunft offen.

Amen.

